

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 189.

Donnerstag, 15. August.

1929.

(2. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derghen-Fünfgeld.

(Nachdruck verboten.)

„Also gefangen“, dachte Aase und wandte sich zum Hause zurück.

Wie zum Hohn zerriß nun ein Vulkanzug und gab den vollen Mond frei. Er schwamm in siebenfarbigem Kreise dahin, und der nächtliche Regenbogen erleuchtete Aases Pfad. Als der Lichtspul zerrann, blieb doch der Mond, und das war ein großes Glück für Aase.

Wieder drehte sich der Schlüssel lautlos im kunstvollen Schloß und der Schatten der jungen Frau lief vor ihr hin über die mondhelle Diele.

Sie wußte nicht, ob Stunden oder Minuten vergangen, seit sie zuletzt hier stand.

„Etwas zum Essen mitzubringen, daran habe ich natürlich nicht gedacht“, sagte sie sich und vergaß bald alle hier angesammelten Kunstschätze über der Suche nach einem Stück trockenen Brotes oder sonst einem keßbaren Vorrat. Im Schein des Mondes unterzog sie den Raum, der als Küche gedient hatte, einer sorgsamsten Prüfung. Es enthielt eine Reihe leerer Schmalztopfe und ein hölzernes Mehlschaff ohne Mehl.

„Das ist ja sehr lustig“, dachte Aase weiter. „Es hat allen Anschein, als ob ich heute ohne Abendbrot zu Bett gehen müßte. Der Rauchfang riecht nach allen möglichen guten Sachen, aber das ist bloß eine Erinnerung. Und womit, um Gottes willen, soll ich mir ein Feuer ansteden, da ich natürlich kein Feuerzeug mitgenommen habe?“

An Holz fehlte es nicht, weder an Reisig, noch an Klößen und Scheiten, die auch schon die Wanderung durch das Meer mitgemacht hatten. Aber Zündhölzer waren ganz und gar nicht aufzutreiben.

Eine ganze Menge Dinge, an die sie früher nie gedacht, weil sie immer vorhanden waren, fehlten ihr nun auf ganz entsetzliche Weise. Eine Schachtel Streichhölzer, was war das? Eine große Kostbarkeit, mittels deren man sich ein schönes warmes Zimmer, eine herrliche Tasse Tee, ein trauliches Lampenlicht schaffen konnte.

Bitter lachend schüttelte Aase Solaker die kleine Faust wider die silbernen und elfenbeingeschnittenen Becher, die feinen Ziergläser und den bronzenen Gößen auf dem Bordrand. Und endlich versiel sie auf den Gedanken, in jedem dieser Stücke nachzusehen, ob es nichts Nützliches enthielt.

Mit dieser Eingebung hatte sie das Richtige getroffen. Der kleine Göße, dessen Kopf man aufheben konnte, bewahrte in seinem Bauche sieben — abgezählt sieben — Streichhölzer auf. Und die Reibfläche trug er auf seinem Rücken.

Aase sprang vor kindischer Freude, lief zur Herdstelle und schichtete Reisig unter dem Wasserkessel. Dann opferte sie eines der sieben kostbaren Zündhölzer und wußte zugleich, daß sie dies Feuer nun unterhalten müsse bis man zur Hilfe aus der Stadt kam, sie abzuholen. Sechs Hölzchen blieben ihr noch, da mußte sorgfältig überlegt und gespart werden.

Bald wurde die Küche rot von dem glimmenden Eisenkloß, der schwarz war wie Kohle und dennoch bald durchgeglüht wie Karfunkelstein.

Nun mußte Aase aber eine Lampe haben. Sie wußte vom Stillsitzen her, wie man kleine Fackeln aus zähen und harzigen Rienspänen macht, entzündete diese

am Herdfeuer und steckte sie in den Hals einer Zinnflasche. Die Bisse des Hungers wurden quälender.

Aase warf sich auf die Knie und tastete den Boden ab. Oftmals führten Falltüren aus den Küchen direkt in die Kellerräume. Ein Keller war ihre einzige Hoffnung. Und wieder war sie von einem guten Geiste geleitet worden und entdeckte nach kurzem Suchen einen schweren, halbverrosteten Eisenring, mittels dessen es ihr gelang, unter größter Anstrengung den Dedel von einem abgrundtiefen Schacht zu heben.

Aase hörte das Meer deutlicher rauschen als vorher.

Stufen waren in Felsen gehauen. Man stieg durch eine enge, schlauchartige Öffnung in eine Höhle hinab, die nicht Menschenhänden ihre Entstehung verdankte. Sie war weit und geräumig und wie mit bleichem Licht erfüllt.

Dies mußte der Felsen von Frognersnäs sein, und wieder meinte Aase das Brausen der Brandung zu vernehmen, die außen viele Fuß hoch über ihr gegen die Schären sprang. Wie aus den Schalen des Nautilus unaufhörlich das Summen des Meeres fort und fort sang und klang, so hier in Jens Kraaks Keller.

Doch Aase hörte nur mehr den Schrei des Hungers und leuchtete mit ihrer armen, dem Erlöschen nahen Fackel in alle Schlupfwinkel hinein, unter das Felsen-geschiebe, das an einzelnen Stellen losbröckelte; und hier, von Schutt und Geröll halb verdeckt, fand sie das Faß mit einem geringen Reste Schiffszwieback.

Sie stürzte sich darüber. Sie zerhug einen der eisenharten Zwiebacke mit einem Stein, und versuchte, ein Stückchen davon in ihrem Munde aufzulösen. Ihre Zunge arbeitete, ihre Zähne zermalmten die Krumen in raubtierhafter Gier. Und dann stopfte sie noch die Taschen mit den versteinerten Vederbissen voll.

Es war höchste Zeit, den Keller wieder zu verlassen, denn der Rienspan schrumpfte zusammen, wie ein vor Schmerz sich windender Zwerg.

Langsam ließ Aase den Dedel über die Falltür herab, sah mit Lust den roten Feuerchein in der Küche und hörte das Wasser im Kessel sieden. Solch ein Feuer, solch ein Wasser ist ein Jemand; Aase empfand sie als eine persönliche Gegenwart. Dabei erinnerte sie sich ihrer Uhr, die natürlich noch immer stillstand und als Aase sie schüttelte, ein glucksendes Geräusch von sich gab, wie wenn Seewasser in ihre dünne, goldene Schale eingebrungen wäre.

Schlafen durfte Aase nicht, da sie das Feuer hüten mußte, das ihr zugleich das Licht ersetzte. Aber das Feuer sang immer: „Ich habe noch sechs Zündhölzer und eine halbe Tonne Schiffszwieback!“

Und draußen an den Fenstern sprangen kleine Gespenster hoch, das waren die Ragen, die von ihrer Sommerherrschaft zurückgelassen worden waren, und die der Feuerchein anlockte.

Gegen Morgen frischte der Sturm von neuem auf, Aase war doch eingeschlafen und das Feuer auf der Herdstelle erloschen.

Ob sie eine Nacht oder mehrere Tage und Nächte so zugebracht hatte, darüber vermochte Aase sich beim Erwachen keinerlei Rechenschaft zu geben. Ein fahles Tageslicht lächelte trübselig über der ungeheuren Wasserfläche, die aus dem von Schären anmutig beleb-

ten Fjord, aus den zahllosen Buchten und Ufer einschnitten einen einzigen unübersehbaren Ozean gemacht hatte.

Im Hofe lief süßes Wasser aus einer hölzernen Röhre. Nase beneckte Gesicht und Hände und segnete ihren Großvater noch im Grabe dafür.

Sie füllte ihren Kessel, opferte ein zweites Bündholz und kochte sich eine Suppe mit Schiffszwieback. Trotz dieser fühlte sie sich bald so elend vor Hunger, daß es ihr in den Ohren sang und vor den Augen schwarz wurde.

Hoffnungslos am Ufer hin und her irrend, gewährte sie eine elende Rahe, die einen Fisch im Maule trug.

Sogleich durchzuckte es sie wie ein Blitz: „Du könntest auch solche Fische fangen und sie an deinem Feuer braten.“

Sie kniete in den nassen Sand und legte sich auf die Baur und wirklich wurde das leichte Wasser an dieser Stelle bald wolkig von ganzen Scharen sehr kleiner, fast durchsichtiger, gallertartiger Fische.

Nase, von der Verzweiflung des Hungers gewiegt, ließ sie herankommen und tauchte dann ihr zusammengeknüpftes Tuch in die Welle, die mitsamt den Fischen hereinrann. Als sie es wieder herauszog, blieb immerhin ein Teil darin, und Nase rannte wie besessen, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Dabei verlor sie noch einen Teil der zappelnden Geschöpfe, die andern röstete sie an einer Gabel stehend am offenen Feuer und zitterte dabei vor Entsetzen über die Grausamkeit der menschlichen Bestie.

Mit diesem Fischfang brachte Nase Tage zu. Ihre Kleider begannen zu reißen wie Spinnweben. Sie fielen beinahe in Fegen von ihr. Kälte froh in die Räume, denn Nase mußte an Holz sparen, und so unterhielt sie nur ein ganz schwaches Feuer.

In ihrer Not entsann sie sich des alten, vertragenen Planzuges im Kleiderstrick, und einen inneren Widerstand überwindend, bekleidete sie sich damit, um wenigstens vor dem Erfrieren geschützt zu sein.

Allmählich verlor sie den Sinn für die Zeit, für Tag und Nacht, und lebte in einem Dämmerzustand dahin, der sie nicht mehr zum Bewußtsein ihrer Lage kommen ließ. Ganz mechanisch begab sie sich in den Alkoven und schleppte altes Bettzeug aus Jens Kraaks Lager hinab neben die Feuerstelle. Auch den Teppich, der in seiner Pracht einen seltsamen Gegensatz bildete zu dem menschlichen Wesen, den erloschenen Augen, den eingefallenen Wangen und der abgezehrten Gestalt, das sich mit ihm zudeckte. So lag Nase solater, dahingemäht vor Hunger, Frost und Einsamkeit, unter dem Teppich, der von Goldstickerei strohte und von Farbe und Glanz überfloß.

Ihr Bewußtsein lag in durchsonnten Nebeln. Sie begann zu träumen, zu träumen von Ländern und Gegenden, die sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie schritt durch die Tore einer Stadt und zog mit einer großen Menschenmenge in einen Palast ein, von dessen Finne herab ein Teppich von unerhörter Schönheit die Fülle seiner Wunder entfaltete; sie verstand plötzlich die Sprache seiner Bildzeichen, an denen er überreich war, und alle die gestickten Vögel und Blumen bekamen Leben und senkten sich mit dem Schlaf auf sie hernieder, die nicht mehr die Kraft fand, sich ihres Schicksals zu erwehren.

2. Kapitel.

Handelt von Seeräubern.

Um diese Zeit — wir schreiben das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts — war es eine allgemein bekannte Tatsache, daß mit Einbruch der schlechten Jahreszeit und Verödung der Insel Männer von fremden Küsten herüberkamen, um die verlassenen Sommerhäuser mit ihrem Besuche zu beehren und sich an den Resten der Vorräte gütlich zu tun. Im Ganzen waren es harmlose Gesellen, diese Nachkommen der alten, echten Seeräuber, nicht ohne Humor, doch mit viel Schamlosigkeit und Kühnheit ausgestattet. Sie nahmen, was sie brauchten und hinterließen Zeichen ihrer Anwesenheit, wie weiland die Seejungfern und andere Fabelwesen: Zwar keine Lilien oder Wasserrosen, wohl aber Zettel mit einigen Sprüchen, wie etwa „Dank für

die Mahlzeit, der Teufel der Knurrhähne“, oder „Der Wein war sauer, wir haben alle Schlüssel und zwei Bürste mitgenommen, die schwarze Hand“. In der Villa eines Grossierers mit fünf hübschen Töchtern, eine blonder als die andere, fanden die Besucher im Frühjahr einen richtigen Liebesbrief vor mit der Anrede „Schönste Jungfrau des ganzen Christianafjords.“

Im übrigen war nicht gut anbinden mit ihnen, sie waren wie Hunde, die niemanden beißen, der sie nicht reizt, aber gegebenen Falls auch vor Gewalt nicht zurückscheuten. Ihre Fahrzeuge waren von eigener Bauart, allen Gefahren der Schären und der Brandungen gewachsen und nie konnte sich ein Mensch rühmen, diese „Hyänen des Meeres“ je bei Tage auf den Gewässern des Sundes angetroffen zu haben. Es war wohl eine Hunnenart, dachten die Leute, und man mußte sie mit in Kauf nehmen, wie die Heuschrecken und Wanderratten. Jeder Versuch, die Polizei auf sie zu heben, hatte eine unangenehme Reihe von Schabernaken zur Folge. So zogen die Betroffenen es vor, zu schweigen und der Sache ihren Lauf zu lassen.

Das alte Schiffshaus von Frognersnäs hatten sie verschont aus Gründen, die im Seemannsaberglauben ihren Ursprung hatten. Ein ungeschriebenes Geleß verbot ihnen den Besuch von Stätten, wo Tote begraben liegen. Auch war dieses Haus nichts anderes als ein trostloses Wrack, eine Sammlung der traurigen Überbleibsel untergegangener Schiffe — in der Liste der Seeräuber auch „Küstenteufel“ genannt, stand es mit drei Kreuzen versehen. Ein Umstand, der sehr ins Gewicht fiel, war natürlich auch der, daß es im Winter wie im Sommer bewohnt war. Jens Kraak blieb also unbehelligt.

Und nun war die Zeit wieder gekommen, da es blutrot aufzuckt über der grauen, wogenden Brust des Meeres, wie von verrirten Feuerfunken, die auf den Wellen hüpfen. Schmale, unheimliche Körper schießen hin und her, wie ein aufgestörter Haufen von fabelhaft schnellen Tieren. Sie sind überall und nirgends; bald tanzen sie mit dem Kiel in der Luft, bald stoßen sie wie Raubvögel ihre spitzen Schnäbel in die abgründige Tiefe. Die Seeräuberboote sind's, sie halten richtige Manöver ab, gebärden sich wie Zugvögel vor dem Fluge nach dem Süden und verschwinden für heute . . . bis auf eines.

Die Nacht ist zum Durchschneiden. Die See atmet rauf. Der Wind teilt Hiebe aus. Schweiß und Meerwasser laufen in Rinnalen über die blanken Gesichter der zwei Männer im Boot. Der eine duckt sich am Steuer, der andere steht aufrecht, ein Kerl von bemerkenswerten Längemmaßen.

Im nächsten Augenblick taucht er auch in das Boot unter, Ruderschläge peitschen das sich wehrende Element, man hört Menschenlungen arbeiten wie Maschinen.

Der Felsen von Frognersnäs rückt näher. Verbeugt sich mehrmals höhnisch.

„Verdammte Nase“, leucht der Lange. Der Kürzere, Dickere am Steuer lacht heiser, gurgelnd.

„Tanzen wir auf dieser Nase herum; 's kostet sie oder uns.“

Die ihren Inlassen wie an den Leib gewachsene Ruhshale nimmt einen Anlauf und setzt mit elegantem Sprung über den heranrollenden Wellenkamm hinweg. Der trägt sie wie in Abrahams Schoß hinüber in die stillere und leichtere Bucht, und das Uferland ist erobert. (Fortf. folgt.)

Die flamesischen Zwillinge.

Von S. Sesse.

Die aus Manila kommende Nachricht von der nunmehr nach mancherlei Kämpfen erfolgten Vermählung der flamesischen Zwillinge Lucio und Simplicio Godino erweckt die Erinnerung an das Leben und die tragische Ehegeschichte jenes ersten Brüderpaares, das all seinen Schicksalsgenossen den Namen gegeben. Man kann nur wünschen, daß die neu geschlossene Verbindung einen glücklicheren Verlauf nehmen möge als jene erste.

Wenn aber auch die Bezeichnung „flamesische Zwillinge“ zu einer feststehenden Redefigur geworden ist, so weiß doch die heutige Generation im allgemeinen wenig über ihren

„Der
d zwei
In der
n, eine
Früh-
Anrede
n, sie
nicht
ht zu-
Bau-
ungen
n, diese
pässern
hl eine
sie mit
Sander-
heizen,
en zur
weigen

ten sie
lauben
eh ver-
graben
als ein
Über-
ste der
es mit
ins Ge-
Winter
leb also

nen, da
in Brust
die auf
Körper
fen von
nd nir-
st, bald
in die
halten
gel vor
en für

e atmet
d Meer-
Gesicht
sich am
bemer-

as Boot
Element
nen.

Verbeugt

Kürzere

ostet sie

wachse

legantem

hinweg-

r in die

land ist

folgt.)

ge.

nunmehr

der hame-

weid die

geschichte

Isogenossen

h die neu

st nehmen

Zwillinge

weiß doch

über ihre

Ursprung. Was hat es mit den flamefischen Zwillingen auf sich? Wo lebten sie? Was war ihr Schicksal?

Einzelheiten aus dem Leben dieses berühmten Brüderpaars wurden von Dr. Henley aus Marshall im Staate Texas kürzlich veröffentlicht, der früher in Mount Airy in Nordkarolina wohnte, wo die Zwillinge nach der Verheiratung lebten und im Jahre 1874 starben. Dr. Henley kannte die Zwillinge und ihre Frauen sehr gut, denn sie nahmen seine Hilfe in ärztlichen Angelegenheiten oft in Anspruch.

Obgleich Eng und Tschang an der Brust unlösbar zusammengewachsen waren, führte doch jeder ein selbständiges Leben, unterhielt getrennte Freundschaften, ja sie fochten sogar bittere Sträube gegeneinander aus. Diese Streitigkeiten oder richtiger die daraus sich ergebende Einteilung der Zeit führte direkt zu ihrem Tode.

Dr. Henleys Mitteilungen zu ihrer Geschichte fanden lebhaftes Interesse bei der Ärzteswelt in Texas sowohl, als in der breiten Öffentlichkeit, denn er ist der einzige lebende Arzt, der über das spätere Dasein des seltenen Paares genau unterrichtet ist.

In erster Linie und mehr als alle anderen — schreibt Dr. Henley — ist der Biologe an der Geschichte der flamefischen Zwillinge interessiert, an ihrer Heirat in Südwest-Virginia mit zwei amerikanischen Landmädchen, gleichfalls Zwillingen, an diesem sonderbaren Lebensbund und dessen seltsamem Ende, und endlich an der Tatsache, daß gleiche Eigenheiten zuweilen völlig verkehrt, Gleiches hervorbringen.

Diese zusammengewachsenen Zwillinge wurden ums Jahr 1812 in Stam geboren. Nähere Einzelheiten aus ihrer Kindheit sind nicht bekannt, nur steht die Tatsache fest, daß sie ziemlich aufgeweckte Knaben waren. Mit achtzehn Jahren hatten sie durch Entzucht genug Geld zusammengebracht, um nach Amerika zu reisen. Es war ums Jahr 1832, als Eng und Tschang in New York anlangten, wo ein gewisser Bunker sie zu Schauzwecken übernahm, dessen Namen sie auch durch Adoption erhielten.

Acht Jahre lang stellte Bunker diese zusammengewachsenen Knaben aus dem Orient aus, und das Geschäft scheint für alle Beteiligten sehr einträglich gewesen zu sein, denn das Publikum war damals noch nicht mit Absonderlichkeiten überlaufen wie in neuerer Zeit.

Ums Jahr 1840 besuchten die Brüder die Berggegend des südwestlichen Virginias und machten die Bekanntschaft zweier Landmädchen, die gleichfalls Zwillinge waren. Eng fand Gefallen an Sallie, der größeren, denn er selbst war ein wenig größer und breiter als Tschang.

Sallie war von heller und ihre Schwester von dunkler Hautfarbe. Auch war Adelaide ziemlich klein. Als Eng und Sallie sich zur Heirat entschlossen hatten, wurden Tschang und Adelaide bestürzt, gleichfalls zu heiraten.

Eng und Sallie schienen sich aufrichtig zu lieben und in dieser Liebe glücklich zu sein. Das konnte man jedoch nicht von Tschang und Adelaide sagen. Bei Eng und Sallie schienen die Bande der Zuneigung für das ganze Leben zu halten bis zum Tode, der am frühen Morgen des 17. Februar 1874 in Engs Heim erfolgte.

Die Brüder, wie sie sich am liebsten nennen ließen, schienen in jüngeren Jahren mit ihrem Zustand ganz zufrieden zu sein, wenigstens fiel niemand das Gegenteil auf. Doch als die Liebe in ihr Leben trat, die ja so manchen Wechsel im Dasein des Menschen mit sich bringt, änderte sich auch das Verhältnis zwischen Eng und Tschang. Eine sonderbare Eifersucht, ein Widerwille, ein Abscheu — fast ein Haß auf den anderen entstand bei jedem von ihnen, der selbst auf ihre Frauen überging.

Sie lebten vier Meilen westlich von Mount Airy auf einer ländlichen Farm, fast eine Meile getrennt. Ihre Zeit war gleichmäßig verteilt auf ihr Heim, einen um den anderen Tag. Der Ortstflug, über den eine Brücke führte, trennte die beiden Häuser. Die Bunker besaßen einige schöne Tabakspflanzen und viele Sklaven und waren sehr erfolgreiche Geschäftsleute. Das galt besonders von Tschang, der, obwohl schließlich ein wenig verschwenderisch, doch ein großes Gut hinterließ. Eng mochte hochherzig genannt werden, denn er schien mehr an seinen Freunden zu hängen, großmütiger und mitteilbarer zu sein, und obwohl auch er wohlhabend war, blieb sein Gut doch weit hinter dem des Bruders zurück.

Schon zu Anfang ihres Ehelebens trat es zutage, daß sie unglücklich waren, und ihre Meinungsverschiedenheiten wiederholten sich oft und arteten zuweilen sogar in Straßenkämpfe aus.

Obwohl Tschang ein wenig kleiner war, ging er doch meistens aus diesen Kämpfen als Sieger hervor. So holten sie denn den Rat ihres Arztes Dr. Hollingsworth ein und wünschten, getrennt zu werden, da sie den Tod dem gegenwärtigen Zustand vorzogen. Es war Dr. Hollingsworth ein Leichtes, ihnen zu beweisen, daß die Trennung ihren Tod

bedeuten würde, denn ein Verband um den Verbindungsstiel, der nur die Verbindung ihrer Brustwarze war, ließ beide schon nach kurzer Zeit in Ohnmacht fallen. Die Verbindung enthielt große Arterien, und sie konnten nicht getrennt werden, so sehr sie es auch wünschten.

Im November 1873 kamen die Brüder in einem gemeinsamen „Gig“, von einem recht frommen Pferde gezogen, nach Mount Airy. Es war Tschangs Tag, und Eng war an diesem Tage für seine Freunde nicht zu sprechen. Die beiden Zwillinge hatten einen hervorragenden Charakterzug: sie hielten ihr Wort — unter allen Umständen.

Einst nach einem heftigen Streit kamen sie überein, ihre Zeit zu teilen, und legten den Schwur ab, dieses Abkommen zu halten. Sie wechselten jeden Tag, und wer die Zeit nicht rechtmäßig besaß, mußte den Wünschen des anderen nachgeben. In diesem Novembertag lenkte Tschang das Pferd und ging seinen Geschäften nach. Eng tat nicht mehr, als höchstens mit Bekannten ein Wort zu reden. Der nächste Tag aber gehörte Eng, und da würde Tschang nichts zu sagen haben. Als es Abend wurde, fuhrten die Brüder heim. Der Himmel bewölkte sich, und es begann heftig zu schneien. Etwa zwei Meilen westlich der Stadt, wo der Weg über eine Brücke führte, ging das eine Rad durch ein tiefes Loch — der müde Tschang fiel von dem Sitz herunter. Das treue Pferd blieb stehen, und erst spät in der Nacht wurden sie von ihren Angehörigen gefunden — mit Schnee bedeckt und fast erstoren.

Von diesem Tage an ging es mit ihrer Gesundheit bergab. Doch Eng würde nie an Tschangs Tag das Pferd lenken, selbst wenn er sterben sollte.

Der wichtige Punkt ist nun dieser: Eng und Sallie lebten einträchtig miteinander. Sie hatten elf Kinder, Knaben und Mädchen, und alle waren physische Muster. Tschang und Adelaide hatten eine noch größere Familie, doch sie lebten in Unfrieden. Ihre Kinder waren geistig hervorragend und moralisch mustergültig.

Die Brüder starben im folgenden Februar. Tschang hauchte bei Tagesgrauen seinen Geist aus, und Eng folgte etwa eine Stunde später. Sie wurden zur Jefferson Methodistischen Hochschule verbracht und dann im Bezirk Surrey in Nordkarolina beerdigt. Eine fast einen Ader große Betondecke schützt ihre sterblichen Reste, damit niemand an ein Ausgraben denken solle.

So wurden die flamefischen Zwillinge nie getrennt und sind selbst im Tode noch vereint.

Welt u. Wissen

Die wichtigsten Naturschutzparks. Die Landgebiete, die in Deutschland und Österreich geschützt werden, sind zwar verhältnismäßig klein im Vergleich mit den viel größeren Flächen, die in andern Ländern dem Naturschutz unterliegen, aber im Hinblick auf die überaus dicke Bevölkerung, die jeden Fleck Boden so bitter nötig hat, bedeuten sie doch ein großes Opfer, das der Wissenschaft und Kultur gebracht wird. Nach einer Zusammenstellung, die Prof. Hennig in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ mitteilt, sind in Deutschland und Österreich im ganzen 300 Quadratkilometer Land zu Naturschutzparks erklärt und damit der Verunstaltung durch menschliche Eingriffe entzogen; die größten dieser Gebiete liegen in der Lüneburger Heide und in den hohen Tauern. Die geschützten Gebiete anderer Länder sind sehr viel umfangreicher. So betragen sie in den Vereinigten Staaten 29 608 Quadratkilometer, in Kanada 25 900, in Südafrika 20 000, in Neuseeland 606 Quadratkilometer. Dazu wäre noch das Großwild-Schutzgebiet bei Nairobi in Britisch-Uganda zu rechnen; aber über dessen Größe liegen keine genauen Angaben vor, und es ist auch kein Naturschutzpark im engeren Sinne, da nur die jagdbaren Tiere geschützt sind, während sich der Schutz auf die Pflanzenwelt und den Landschaftscharakter nicht erstreckt. Auch die südafrikanischen Schutzgebiete dienen in erster Linie der Erhaltung der letzten Reste von Großwild; sie heißen daher offiziell „Wildheiligum“. Doch auch in Nordamerika und Neuseeland wird der Schutz dieser Flächen nicht so streng durchgeführt wie bei uns. Während nämlich bei uns das geschützte Stiel Land völlig unberührt in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten bleibt, werden in den amerikanischen und neuseeländischen Nationalparks große Hotels angelegt, und man benutzt die Gebiete für den Sport, so daß die großartigen Natureindrücke empfindlichen Schaden erleiden. Der Fläche nach sind zu Naturschutzparks erklärt in Südafrika 1 Prozent, in den Vereinigten Staaten 0,4, Kanada 0,4, Neuseeland 0,2, Deutschland mit Österreich 0,05 Prozent. Im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung stehen aber Deutschland und Österreich oben an; danach entfallen hier auf die Naturschutzparkflächen 0,3 Prozent, in Neuseeland 0,15, in Kanada 0,05, in den Vereinigten Staaten 0,003 und in Südafrika 0,0003 Prozent.



Des Kleingärtners Tagewerk im August.

Des Sommers Hitze hat ihren Höhengrad erreicht. Immerhin bringt uns der August noch recht heiße Tage; denn er ist ja nach alter Volksanschauung der Rothmonat, der die Früchte, namentlich die Trauben, ihrer Reife entgegenführt, ihnen die köstliche Würze und Süße verleiht. Auch die Aderfrüchte reifen unter den sengenden Sonnenstrahlen der Ernte entgegen. Für den Landmann beginnt mit ihrer Bergung die mühevollste, aber auch fröhlichste Zeit im ganzen Jahre. Einen angenehmen Ausgleich bringen die wundervollen Sommernächte, gleich schön in ihrer Milde und Frische wie in der Pracht des Sternenhimmels. „O Sommer, Nacht, so reich an Frieden, so reich an stiller Himmelsruh!“ Aber schon mahnen uns mannigfache Vorboten bereits an den nahenden Herbst: mehr und mehr schwindet die Blüten- und Blätterpracht in der Natur, auch reifen mannigfache Früchte, wie frühe Birnen, Äpfel, ferner Weintrauben, Pfirsiche und Pflaumen. Schließlich treffen die Wandervögel schon ihre Vorbereitungen zum bald beginnenden Zuge.

Wenn auch im Garten die seitherige Haupttätigkeit, das Lockern des Bodens, Jäten und Gießen nicht mehr in dem früheren Umfang nötig ist, so nimmt dafür die Ernte, besonders im Obstgarten, unsere Kräfte voll und ganz in Anspruch. Beim Pflücken des Obstes ist zu beachten, daß alles Steinobst für den Frischverbrauch am Baume vollständig austreifen soll, dagegen ist das frühe Kernobst vier bis acht Tage vor seiner Reife zu ernten. Pflückt man es am Baume, bis es weich und genießbar ist, hängen, dann versichert das Obst an Güte und Wohlgeschmack. Die reifenden Weintrauben müssen, ehe sie sich färben, gegen die Vögel geschützt werden. Bei den übrigen Weinspalieren werden die Geiztriebe entpflückt, lose Ranken angebunden, schließlich nochmals die Reben mit Schwefel bestäubt. Reichttragende Obstbäume werden zur Vermeidung von Astbrüchen gestützt. Die abgetragenen Ästen der Himbeeren und Brombeeren sind alsbald nach der Ernte dicht am Boden zu entfernen. Das bei der Ernte festgetretene Land wird hier wie bei den Johannisbeeren und Stachelbeersträuchern alsbald gelockert und mit verrottetem Mist oder mit dem Volldünger „Nitrophoska“ zur besseren Entwicklung der Tragknospen gedüngt. Auch die Obstbäume sind für eine Düngung dankbar. Steinobstbäume können noch durch Propfen hinter die Rinde veredelt werden. Stecklinge von Johannisbeeren und namentlich von Stachelbeeren von diesjährigen Trieben bewurzeln sich im Laufe des Jahres sicher. Erdbeeren werden jetzt — feuchtes Wetter vorausgesetzt — auf ein gut gedüngtes Land gepflanzt und gut angegossen. Herrscht trockene Witterung, dann verschiebe man das Pflanzen bis Anfang September. Alte Erdbeerbette werden abgemäht und nach starker Düngung für Gemüse (Spinat, Wintersalat usw.) verwendet.

Im Gemüsegarten ist ebenfalls reichlich zu tun, zumal es auch schon mannigfache Früchte, wie Erbsen, Bohnen, Gurken, Tomaten usw., zu ernten gibt. Bei anhaltender Trockenheit muß das Kohlgemüse, insbesondere der Blumenkohl, ferner der Sellerie reichlich gegossen werden. Vom Jauchen sollte man jedoch Abstand nehmen. Wo die Gemüsepflanzen den Boden nicht vollständig bedecken, ist er öfters zu lockern. Das Unkraut ist nach wie vor zu bekämpfen, ehe es zur Samenbildung kommt.

Frei gewordene Beete sind alsbald zu Aussaaten und Pflanzungen gut vorzubereiten. Auszusäen sind: Spinat und Salat für den Herbstverbrauch, ferner Schwarzwurzel, Radieschen, Korbkräuter, frühe Karotten, in sandigen Böden auch Teltower Rüben, endlich Petersilie. Mitte des Monats wird das sogenannte Adventskraut, Blumenkohl, Weiß- und Rotkraut zur Anzucht von Seckpflanzen für nächstes Jahr, ferner werden Wintersalat und die Früh-Angazwiebel ausgesät.

Gepflanzt werden: Anfangs des Monats Krauskohl, Kohlrabi und Endivien. Ausdauernde Küchengewürzkräuter, die mehrere Jahre auf derselben Stelle stehen, wie Schnittlauch, Esdragon, Sauerampfer u. a., können jetzt verpflanzt werden, wobei sie zu teilen sind.

Tomatenpflanzen sind anzuhängen. Die Seitentriebe werden immer noch entfernt, die Blüten unterdrückt und die Blätter, die die Früchte beschatten, beseitigt. Die Speisewurzel werden, sobald ihre Blätter gelbe Spitzen bekommen, herausgenommen, auf der Erde abtrocknen lassen und luftig aufgehängt. Ausgewachsene Endivien werden je nach Bedarf zum Bleichen mit Bast angebunden.

Auf die Kohlspflanzen ist ein wachsam Auge wegen des Raupenbefalls zu haben.

Im Blumengarten sind namentlich bei trockenem Wetter der Rasen und die Blumenbeete sowie die Blumenkasten reichlich zu bewässern. Die Blumen auf dem Balkon und die in Töpfen erhalten wöchentlich einen leichten Düngung von Hornstoff. Von Fuchsen, Pelargonien, Zimmerlinden, Ficus usw. können jetzt mit gutem Erfolg Stecklinge gemacht werden. Für die Veredlung der Rosen auf schlafende Auge ist der August die beste Zeit. Wertvolle Nelken vermehrt man jetzt durch Abseker.

Der Garten und seine Jahreszeiten.

Das neue zweibändige Gartenbuch von Schindler-Rache: „Der Garten und seine Jahreszeiten“, von dem der zweite Band soeben erschienen ist (Verlag Ullstein, Berlin), will vor allem praktischen Zwecken dienen. Jeder, der ein Stück Gartenland sein eigen nennt — sei es nun ein kleiner Garten oder eine großartige Anlage —, soll aus diesem Buch alles schöpfen können, was zum Verständnis und zur Pflege seiner Pflanzen notwendig ist. Jede Woche, jeder Monat hat seine bestimmten Arbeiten; dieses Werk will zeigen, wann und wie sie getan werden müssen, wenn sie Erfolg bringen sollen. Im Kreislauf der Jahreszeiten wird der Leser durch den ganzen Garten geführt, von den Blumenbeeten zum Steingarten, von den Obstbäumen und Sträuchern zu den Gemüsebeeten, von den Mistbeeten ins Gewächshaus. Er erfährt alles, was er zur Pflanzung und Pflege wissen muß, je nach den Verhältnissen, die Boden und Klima bedingen. Außer diesen bis ins kleinste ausgearbeiteten praktischen Angaben erzählt dieses Gartenbuch alles Nötige über das Leben der Pflanzen und ihre Entwicklung. Kurzum, es erteilt über alles, was den Garten und seine Pflege betrifft, Auskunft. Auch in seiner Ausstattung befriedigt das Werk jeden Wunsch. Rund 1100 Seiten Text zeigen mit 1800 Abbildungen nicht nur Pflanzen und Gärten, sondern auch alle Gartenarbeiten in ihren einzelnen Phasen. Wort und Bild zusammen machen auch Schwieriges verständlich. Ein besonderer Schmuck sind 32 Vierfarbentafeln, die die ganze Pracht und Leuchtkraft unserer schönsten Blumen und Früchte in technischer Vollendung festzuhalten suchen. Endlich enthält das Werk als besondere Bereicherung 24 Blütenfarbentafeln. Aus ihnen sind in zwölf den Monaten entsprechenden Kolonnen die Blütezeiten und -farben der wichtigsten Einjahrblüher, Stauden und blühenden Gehölze nebst ihren Wachstumsbedingungen abzulesen. Auch dem Wirrwarr der Namensgebung, der bei Bestellungen so viel Ärger verursacht, ist — zum erstenmal in einem Gartenbuch — ein Ende bereitet: die nach den neuesten internationalen Vereinbarungen künftig allein gültigen Namen sind neben den bisher üblichen in dem ausführlichen, 1700 Pflanzen umfassenden Sachregister zusammengestellt. Dem Anfänger sind die gebräuchlichen Gartenbau-Fachausdrücke in einer Sonderzusammenstellung erklärt. Professor Dr. A. R. Schindler, Staatl. dipl. Gartenbauinspektor Dozent P. Rache und Gartenbauinspektor A. Demmig sind die Herausgeber dieses Werkes. Ihre Namen bürgen für sachverständige Arbeit.

Wink zu einer Vorernte der Frühkartoffeln.

Mancher Gartenfreund wird in diesem Jahre, da durch das verspätete Frühjahr auch die Frühkartoffeln reichlich spät gelegt werden konnten, mit Sehnsucht auf ihre Ernte warten. Nun ist die Sache nicht so schlimm, da man schon eine Vorernte machen kann, ehe die ganze Staude herausgenommen wird, eine Methode, die übrigens schon während der Notlage im Kriege geübt wurde. Anfangs August wird etwa Zeit sein, nach den größeren Knollen zu fahnden, indem man am Rande der Stauden recht vorsichtig die Erde bloßlegt und die stärksten Kartoffeln entfernt; dabei darf das Wurzelwerk natürlich nicht gestört werden. Nach zwei bis drei Wochen, je nach günstiger Witterung, sind die kleineren Kartoffeln meist gut nachgewachsen, so daß sich die Ernte erfahrungsgemäß durch dieses Verfahren fast verdoppelt hat. Seine Handhabung ist, wenn auch etwas mühevoll, immerhin empfehlenswert, besonders in diesem Jahre mit seiner voraussichtlich verspäteten Ernte.